

MARX, WOLFGANG, *Reflexionstopologie*. Tübingen: Mohr 1984. 670 S.

Marx' seitenstarkes Opus, das folgende Gliederung aufweist: Teil 1: Kategorien als Grundlagen des Denkens und der Erfahrung (19–116), Teil 2: Der Aufbau der Grundbegriffe der Kategorientopologie (117–261) und Teil 3: Die innere und äußere Dimension des Gedankens (263–670), und in insgesamt 44 Paragraphen den Problemen nachgeht, die sich für eine zeitgenössische Reflexionsphilosophie stellen, entzieht sich einer knappen resümierenden Darstellung. Daher sei nur die Grundidee des Werkes skizziert, wie sie der Vf. in der Einleitung entwickelt. Wogegen er sich kritisch wendet ist zunächst einmal ein philosophischer „Alexandrismus, der sich begnügt mit der zum Selbstzweck gewordenen, immer raffinierter werdenden Exegesierung kanonisierter Texte der großen Alten“ (4), denn „auch die intensivste Versonkung in den Geist vermeintlich besserer Zeiten und die Erzeugung überfeiner und dementsprechend weniger griffiger Interpretationsmaterien verhelfen nicht zu einer Antwort auf die unabwiesbare Frage, welche sachliche Relevanz der Aufarbeitung traditioneller Probleme und Theorien zukommen kann“ (5). – Desgleichen kann er dem nichts abgewinnen, was er als „Autorenphilosophie“ (7) bezeichnet. Die heute dominante Praxis, sich in die Gedanken eines Philosophen einzuleben, hat s. E. „als Grundlage den resignierten Verzicht auf eigenes Denken“ (ebd.). Denn auf diese Weise lasse sich zwar die Einheit einer Person in ihren Gedanken erreichen, aber diese sei doch nur „die beschränkte einer Perspektive“ bzw. „die bestimmte Produktion eines Subjekts im bestimmten, mehr oder weniger engen Rahmen des ihm zu einer bestimmten Zeit allein Möglichen, das vergänglich ist wie alles Leben“ (ebd.). Auch in einer solchen „Identifikation mit der Leistung eines originalen Protagonisten des Weltgeistes, dem es nach einer frommen Hypothese eingefallen sein soll, in erwählten Individuen sich einen immer jeweils neuen, aber sicheren Anfang und auch Abschluß zu geben“ (7f.), kann M. nur eine Rückzugsform des Philosophierens erblicken. – Klar ist für ihn weiterhin: „Der Bereich des Wissens läßt sich nicht mehr mit *einer* alles integrierenden, überall mühselos ... anwendbaren Formel zusammenklammern“, denn „die Varianten metaphysisch-spekulativer Systematik haben sich nicht nur als zu allgemein, sondern auch als auf sandigen Fundamenten beruhend erwiesen“ (5). Mit keiner von ihnen lasse sich die Realität wirklich erfassen, sie seien „nur schöne Bilder einer von Realität abgewandten entlasteten Kontemplation“ (5). Von daher versteht sich, daß M. etwa gegen „teleologische Phantasien“ wettet, die „bar jeder Logik“ und „lediglich dem Augenschein und geheimen Ansprüchen einer blinden, in bloßer Ordnungs- und Selbstliebe befangenen Erkenntnisseele verpflichtet“ seien (615). Nicht bestreiten will er zwar, daß es eine sinnvolle Operation sein könne, „einem Ablauf logischer oder natürlicher Art eine Bestimmung oder einen Zweck vorzusetzen, der sowohl durch ihn bestimmt, wesentlich aber auch ihn bestimmend ist“ (ebd.). Doch bleibt es dabei: Etwas ganz Illegitimes wäre die „Überdehnung des Schemas einer transzendental-formalen Struktur zu einer die Welt durchwaltenden ideellen Grundlage“ (615f.).

Die Tatsache, daß die Zeit der großen metaphysischen Systeme vorbei ist, bedeutet nun aber nicht, daß die Philosophie sich bedenkenlos in die Arme der Sprachphilosophie werfen sollte. M. läßt keinen Zweifel daran, daß die analytische Sprachphilosophie für ihn nicht der philosophische Stein der Weisen ist. Von dieser heißt es vielmehr, die Konzentration auf die Umgangssprache, der sie sich verschrieben habe, um restlose Klarheit und die Beseitigung von Scheinproblemen zu erreichen, habe „handstreicherartig ... fast alle wichtigen philosophischen Themen beseitigt ... und zu einer bemerkenswerten Selbststerilisierung des Denkens geführt“. Denn „nicht Bescheidenheit, nicht der begründete Verzicht auf Gedanken, die in bisher Ungedachtes auszugreifen wagen, zugunsten einer bloßen Bestandsaufnahme der Elemente des einfachsten alltäglichen ... unentwickelten Wirklichkeitsverstehens, sondern fahrlässige Unwissenheit über das, was Philosophie war und bisher unwiderlegt sein kann, führte im Fall der analytischen Sprachphilosophie zur Auslaugung und Banalisierung der philosophischen Potentiale“ (8). – Was nach diesen kritischen Absetzbewegungen zu tun übrig bleibt, ist, „den unter allen Veränderungen stabil bleibenden Kern der überkommenen Systeme zu erkennen und sich von seinen geschichtlich konkret gewordenen Ausgestal-

tungen zu lösen“, um so für „eine erneute variierte Realisierung“ (10) frei zu werden. Entscheidend ist dabei die Einsicht, daß Vernunft sich hic et nunc jeweils nur parzelliert realisiert. Dem Denken kommt nach dem Zerfall der metaphysischen Systeme die Aufgabe zu, „überall Separiertes in Einheit zu sichern“ (6). Der Rückgang aufs Subjekt, den das zwangsläufig nach sich zieht, darf freilich nicht mißverstanden werden als „Erschließung einer unausschöpfbaren, autarken Subjektquelle, die Eines und Alles ist“ (ebd.). Vielmehr muß solcher Rekurs aufs Subjekt aufgefaßt werden als „kritische Bestandsaufnahme der Grundlagen, die bisher als unabdingbar für Wirklichkeitsbeziehungen erkannt wurden“ (ebd.). Auch wenn nur im Denken Geschlossenheit zu erreichen ist, insofern allein die Konzentration auf die grundlegenden, in allen Gedanken sich durchsetzenden Bedingungen einen dichten und ausreichend stabilen Zusammenhang ermöglicht, mit dem das Bewußtsein sich überall ausreichend zu orientieren vermag, so ist doch „die Geschlossenheit des Kontextes, der Denkmittel ... niemals eine fertige konstante Größe, sondern wesentlich ein offenes System, das an allen Stellen sich notwendig wandelt“ (7). – Positiv gilt es mit folgender Einsicht ernstzumachen: „Produktiv ist das einzelne Bewußtsein kompositiv; aus einzelnen Bildern wird ein unzulänglicher Zusammenhang, der nur idealiter für das Ganze steht, erschaffen“ (10), und dieser Zusammenhang gibt dann die Grundlage ab für die kontrollierte Erfahrung des Neuen. „In dem Maße gewinnt die zugänglich gewordene Wirklichkeit, d. h. der räumlich-zeitlich-gedanklich begrenzte Ausschnitt der transzendenten Welt, Stabilität für das Bewußtsein, wie es in sich selbst stabil wird“ (ebd.), und nur so ist auch wirkliche Erfahrung von Welt möglich. Denn daran gibt es für M. keinen Zweifel: „Nicht in direkter Einstellung und Beziehung zur externen Wirklichkeit, die es wegen der unüberspringbaren, bedingenden und beschränkten Instrumente nicht geben kann, kann das Denken die Konzentrationsforderung ... erfüllen, ... sondern in sich selbst muß es eine nicht punktuell, starr zu denkende ‚Substanz‘, vielmehr einen Dimension habenden, sich entfalten könnenden Grund produzieren, der den alle vorläufigen ... Festlegungen des Denkens aufreibenden Polyperspektivismus strukturiert“ (11). – Entscheidend ist also: Es gibt für das Denken keine statisch zugrundeliegende Substanz, auf die man nach Belieben zurückkommen kann, vielmehr wird „jeder einmal erreichte Gedanke ... zu immer neuen, selbst wieder überschreitbaren Beziehungspunkten transzendiert und folglich mehr oder weniger eingreifend beständig verändert, da seine ... Bedeutung abhängt von dem Netz, in dem er seinen bestimmten Ort hat“ (11f.). – Wenn das Denken Schwierigkeiten mit einer solchen Optik hat, dann deshalb, weil es sich allzulange an der Anschauung orientiert hat und dadurch dazu hat verleiten lassen, die spezifischen Denkinhalte und besonders deren letzte formale Grundlagen „wie anschaulich konturierte und stabilisierte Gehalte zu verstehen“ (12). Es soll dabei gar nicht bestritten werden, daß im Denken des Denkens wie im Denken des Seins immer bestimmte, in ihrer sprachlichen Gestalt gleich gebliebene Grundbegriffe dominiert und alle geistige Aktivität begleitet haben. – Nicht statthaft aber ist es nach Marx, daraus die Schlußfolgerung zu ziehen, „es gäbe in der Wirklichkeit wie im Denken einen alles tragenden Kernbestand“ (ebd.), auf den es immer wieder zurückzukommen gelte. Wenn man nämlich so argumentiert, dann versteht man die Grundlagen des Denkens nicht, die weder der Wirklichkeit entnommen, noch ihr als Realgrund einfach untergeschoben werden können. Diese sind vielmehr als dynamische Entfaltungsprinzipien zu denken, auch über das hinaus, was ihren semantischen Bestand ausmacht. Ein solches Denken, das sich nicht ohne Not selbst beschränkt und das auch nicht gegenüber dem Überkommenen rein reagierend sich verhält, bezeichnet M. als spekulatives Denken. Es läßt sich s. E. nicht an den jeweils erreichten Theorien feststellen, sondern „breitet sich in den Raum aus, der überall von der unerschöpflich-produktiven Phantasie erschaffen wird, damit die schon gewonnenen Gedanken über die Dimension der sie befreiend machenden Gedanken hinaus noch die bekommen, in der sie sich als Gründe von unübersehbaren Folgen geltend machen und bewahren können“ (12f.).

Die Phantasie, „die das Denken in produktive Unruhe versetzt und ihm den anarchischen Drang nach Erweiterung einpflanzt“ könnte, wie M. einräumt, als Bedrohung der inneren Stabilität des Denkens mißverstanden werden. Doch gilt es hier zu bedenken, daß das Denken immer an den schon entwickelten Rahmen von und für Gedanken

gebunden bleibt. Von Anarchie kann nur insofern die Rede sein, als die Reflexion „die Herrschaft von Gedanken im Sinne eines bloßen Wiederholungszwangs aufhebt“ (13). Außerdem erweisen sich auch bestimmte Grundgedanken wie z. B. der Gedanke von Identität und Differenz als sichernde Instanzen, an denen sich die Reflexion zu orientieren hat, „wenn sie sich nicht durch den Verlust an Bestimmtheit und durch Sequenzlosigkeit ganz diffus machen will“ (ebd.). So bleibt es dabei: „Wandel und Konstanz sind die Grundpfeiler, die elementaren Kontraste, in denen alles Denken sich vollzieht; ihr Verhältnis gilt es zu begreifen“, d. h. „in den Gedankensequenzen sich realisierend zu verfolgen“ (ebd.). – Das ermöglicht nun auch eine nähere Aufgabenbestimmung dessen, was M. als Reflexionstopologie bezeichnet. Deren Aufgabe sieht er nämlich darin, die Theorie der endlichen Bewegungen des Denkens von und zu Gedanken, die Bestimmtheit von Gedanken und besonders der Grundgedanken oder Kategorien bezüglich der verschiedenen ... Örter des Denkens“, d. h. „der Stellen, an denen die logische Reflexion sich fixieren und ausrichten kann, um mit der dort gewonnenen Kontur übergehen zu können zu neuen Stellen, die sie zu schöpfen, zu besetzen hat, begreifbar zu machen“ (15). Logische Theorie kann also für M. nicht nur in der Systematisierung schon gewonnener Schemata und Formen bestehen, sondern hat wesentlich auch die Aufgabe, „das schon Erreichte und Vertrautgewordene durch Erfindung von Kontrasten und Alternativen ... durchsichtig zu machen und zu differenzieren“ (ebd.). Das aber erfordert den Rückbezug des Denkens auf das fruchtbare Bathos der Erfahrung, den M. in diesem Zusammenhang für unumgänglich hält, hierin Gedanken des Neukantianismus aufnehmend. Neben Hönigswald und der Südwestdeutschen Schule nennt er hier vor allem Cohen, der einerseits an der „Suisuffizienz des reinen Denkens“ festhielt, zugleich aber „um einen abstrakten und letztlich inhaltsleeren Apriorismus zu vermeiden eine Beziehung zur letztlich allein relevanten und fruchtbaren Anwendungsdimension herstellen wollte“ (110), und zwar aus der Überlegung heraus, daß eine reine Formenlehre, die nicht in ihrer Disposition schon den Bezug auf Wissenschaft und Erfahrung in sich aufgenommen hätte, in einen ontologischen Essentialismus abgleiten würde, der „mit dem Wertverlust des realistischen philosophischen Bewußtsein gleichbedeutend“ (ebd.) wäre. An dem Erfahrungsbezug des Denkens führt also nach M. kein Weg vorbei. Die Erfahrung aber stellt an das Denken unablässig die Forderung, „seinen Bestand in geeigneter Weise und zum Zweck ihrer und seiner eigenen Erweiterung zu differenzieren“ (ebd.). – M. beschließt seine Einleitung mit der programmatischen Feststellung, der Philosophie sei „seit Parmenides die unerledigbare Aufgabe gestellt, dem sich immer auch zerstreuenden Weltbewußtsein die Möglichkeit einer differenzierten und differenzierenden Konzentration im Denken zu verschaffen“ (17). Allen Widerständen, die von einem an die Realitäten nur angepaßten Bewußtsein ausgingen, habe es sich energisch zu widersetzen, „um die Dimension zu erlangen, die es möglich macht, über die Grenzen der Gegenwart hinauszudenken und für kommende Probleme offen zu sein“ (ebd.).

Soweit eine kurze Verdeutlichung der Grundidee von M.' Opus. Was deren Durchführung angeht, so stellt sie vom Sprachgestus und von der gedanklichen Anlage an die Rezeption beträchtliche Anforderungen. Trotzdem wäre es wünschenswert, daß M.' Arbeit, die nicht nur Fragen einer zeitgenössischen Reflexionsphilosophie sondern Grundprobleme der theoretischen Philosophie überhaupt zum Thema hat, ausgiebig diskutiert würde, da sie einer der nicht eben zahlreichen Versuche ist, das Erbe der idealistischen Tradition nicht bloß historisch zu erinnern, sondern systematisch anzudeuten und zugleich fortzuschreiben. Daß sie reichlich Diskussionsstoff enthält, dürfte schon M.' eingangs zitierte Kritik am metaphysischen Denken und an der Vorgehensweise der Sprachphilosophie deutlich gemacht haben, die durchaus nicht jedermann als zwingend ansehen dürfte, der die aktuelle Diskussion auf beiden Problemfeldern in den letzten Jahren mitverfolgt hat.

H.-L. OLLIG S. J.